

Leseprobe aus:

Thorsten Becker

Das ewige Haus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

MAN hat mich beauftragt, Gisbert Gutsche durch die Herausgabe und Redaktion seines nachgelassenen Romans zum Märtyrer zu verklären. Ich zweifle weder an dem Sinn noch an dem Zweck des von Moskau ausgegangenen Befehls und bezeuge also dadurch, daß ich mich hingesezt habe, dem Desideratum die erwünschte Gestalt zu verleihen, meinen Gehorsam. Bin ich schon von den Verderbern unseres geliebten Vaterlandes als Deserteur gebrandmarkt, bleibe ich doch Soldat genug, jeden in mir sich regenden Widerspruch gegen die Anordnungen meiner Vorgesetzten auszuschalten. Ich bin nicht der erste und wahrscheinlich nicht der letzte, den man unzureichend gewappnet ins Feuer schickt.

Dies hingeschrieben, wird mir mit einer geradezu beglückenden Schlagartigkeit bewußt, daß ich jenes von mir verlangte Übertreiben und Pathetisieren, für das ich mich so ungeschickt hielt, durch den bloßen Willensakt bereits zu beherrschen beginne. Hier zeigt sich denn, daß sogar jemand, der wie ich seine Lebensberechtigung ursprünglich auf die Macht des Wortes gegründet hatte, generell dazu neigt, dessen Wirkung auf den Hervorbringenden selbst weit zu unterschätzen.

Ich notiere diese Beobachtung, da sie mir bedeutsam erscheinen will neben der Binsenweisheit, der zufolge jegliche Art der Aufzeichnung allein dadurch, daß sie Aufzeichnung ist, dem Geschehenen, dem sie sich zu widmen vermeint, verformende und verändernde Gewalt antut. Die Tinte ist ein ganz besonderer Saft, und hat das Papier nur den ersten Tropfen davon gesogen, entwickelt es sogleich einen Durst,

den selbst der Strom der Ewigkeit nicht mehr zu stillen vermöchte.

Seit einem guten halben Jährchen schleppe ich jenes Konvolut von Manuskripten, das ich jetzt vermittels geistvoller Auswahl und Anordnung sowie gelegentlicher Einschaltung geeigneter Erläuterungen und Kommentare zu einem lesbaren und propagandistisch effektstarken Ganzen fügen soll, in der Weite des Sowjetreiches mit mir herum. Warum man sich am maßgebenden Ort erst in der jüngst verflossenen Woche dazu durchringen konnte, von diesen Blättern den Gebrauch zu machen, zu dem sie sich vom Moment meines Frontwechsels angeboten, um nicht zu sagen, aufgedrängt haben, soll von meinem Stillschweigen übergangen werden. Zur eigenen Entschuldigung will ich lediglich anmerken dürfen, daß in der Kürze der Frist, wie sie mir so plötzlich als verbindlich gestellt worden ist, auch ein berufener und berufsmäßiger Schriftsteller das hochgesteckte Ziel nicht mehr zu erreichen vermöchte.

Verschwindend gering muß daher ich meine Chance veranschlagen, bei diesem Parforceritt im Sattel zu bleiben, ich, der ich ein Zivilleben lang der schreibenden Zunft gegenüber nie in anderem Verhältnis als dem der Dienerschaft gestanden habe. Wie der Priester dem Propheten war ich in meinem Beruf den Dichtern unterstellt, mußte mich darauf beschränken, ihre Schöpfungen zu zelebrieren, ihren Geist der Gemeinde weiterzureichen. Wenn ich hiermit kundtue, daß ich dem vielbenedigten Völkchen der Schauspieler angehört habe und nach Beendigung dieses unseligsten aller Kriege auch wieder anzugehören gedenke, versteht sich daraus eine gewissermaßen natürliche Scheu und Hemmung, eigene Worte vor diejenigen zu setzen, die vormals einem Begnadeten zugeflossen

sind. Ich empfinde schon jetzt, in diesem zaghaften Vortasten, auf eine mehr als peinliche Weise das Sündhafte meines Unterfangens; und daß ich dazu von höherer, moralisch in keinem Sinne anzuzweifelnder Instanz veranlaßt bin, erteilt mir nicht die Absolution.

Ich rede von Sünde und Lossprechung und bin doch alles andere als das Musterbeispiel eines gläubigen Christen. Zum allerersten Mal in meinem vergleichsweise bewegten Leben finde ich Ursache, diesen Tatbestand zu bedauern, denn gerade an den Kreis der Gottvertrauenden soll die Schrift, deren Erstellung mir aufgetragen ist, sich wenden.

Den deutschen Protestanten war der Name des Pfarrerssohns und ehemaligen Studenten der Theologie Gisbert Gutsche, dessen Freitod das Naziregime verschweigt oder verschleiert, Symbol. Es liegt nun an mir, ihn durch die Herausgabe der von mir geretteten Bruchstücke seines Romans um den Begründer der evangelischen Konfession sowie durch die hineinzufluchtende Mitteilung seiner im erlösenden Gastod gipfelnden Lebensumstände zum Fanal werden zu lassen.

Die Faschistenclique an der Spitze muß abgesägt werden, bevor die Alliierten ins Reich einmarschieren, darauf kommt alles an. Nur darauf. Die Christen, die Stillen im Lande, die als der bis heute den Faschisten nicht wirklich gefährliche Teil der Opposition in ihrer Mehrzahl noch nicht vertrieben, eingesperrt oder ermordet sind, sie müssen aufgerüttelt werden, ehe unsere letzte Stadt in Schutt und Asche gelegt, ehe der letzte Landser, dessen Hände so dringend benötigt werden, wenn unsere Heimat nach dem Krieg wiederaufgebaut werden soll, verendet ist in der Weite der Steppe.

Mir ist nicht allein die Lizenz erteilt, nein, mir ist als eine mich ehrende Verpflichtung auferlegt worden, den Anreger

zu diesem hier zögernd sich einleitenden Werk namentlich zu erwähnen. Es ist Erich Weinert, inzwischen Präsident des «Nationalkomitees Freies Deutschland», der mich zum Baumeister von Sockel und Bildsäule für das Denkmal Gisbert Gutsches ernannt hat. Er zeigte sich, als wir einander bei Stalingrad begegneten, über das enge und herzliche, und ich darf, ohne unbescheiden zu wirken, wohl auch sagen, künstlerisch überaus fruchtbare Verhältnis zwischen Gisbert und mir im genauesten Bilde. Das Ende des von ihm über die ideologischen Barrieren hinweg geschätzten Kollegen war ihm nahegegangen, und die Schilderung der Einzelheiten, die er mir abverlangte, rührte ihn kaum weniger als das Massensterben in der eingekesselten Armee von General Paulus. Ich zögerte nicht, ihm den am Abend von Gisbert Gutsches Verewigung in dessen Haus gemachten Fund zu melden. Die Nachricht schien ihn über den heftigen Schmerz zu trösten, und er dankte es mir, meinen Arm bis zum Schultergelenk hinauf schüttelnd, im Namen der vereinigten Gegner des Hitlerregimes, das kostbare Material eigenmächtig sichergestellt und den Händen der Gestapo, in die es unweigerlich gefallen wäre, entrissen zu haben.

Iris und mir ist eine unter den herrschenden Verhältnissen hochkomfortabel zu nennende Zweiraumwohnung im Dachgeschoß einer Villa am Stadtrand von Alma Ata zugewiesen worden, und ich schaue aus dem Fenster vor meinem Schreibtisch auf die endlosen Reihen der Apfelbäume hinaus, die diesen Ort berühmt gemacht und ihm seinen Namen geschenkt haben. Zu meiner größten Freude halte ich seit einigen Tagen einen hochamtlichen Wisch mit dem Stempel des NKWD in Händen, der mir das Verbleiben von Gisberts Stieftochter bis

zum Abschluß der Redaktion hier an meiner Seite verbürgt. Iris' Anwesenheit, das Ansprechende des Lokals, die kleine Menage, die wir hier miteinander führen, der durch die bewilligten Sonderrationen beinahe ins Bürgerlich-Behagliche gehobene Lebensstil, all das erleichtert es mir ungemein, mich in die trügerische Zehlendorfer Idylle zu versetzen, in der Gisbert mit seiner Frau Eva und mit Jessica, der jüngeren der beiden Stieftöchter, seine letzten Jahre zugebracht hat. Unter Aufbietung meines erlernten, technisch gesicherten Einfühlungsvermögens und mit einer gutbemessenen Zuteilung an Glück könnte es mir gelingen, mich in seine Person und Persönlichkeit hinein zu gaukeln und zu schaukeln, mich in jenen Schriftsteller zu verwandeln, der, von seiner Frau, diesenorts durch ihre leibliche Tochter Iris vertreten, liebevoll umsorgt und unterstützt, die eigene Häuslichkeit auf diejenige von Martin Luther und Katharina von Bora in geschichtlicher Ferne abspiegelt.

Unter dankbarer Würdigung solch begünstigender Aspekte möchte ich das Datum des heutigen Tages festhalten, an dem ich mit der Niederschrift meiner Erinnerungen an Gisbert Gutsche beginne, weil wir nämlich den 31. Oktober, den Reformationstag des Jahres 1943, feiern. Eine Biographie Gisbert Gutsche im eigentlichen Verstande zu liefern ist mir aus mehr als einem Grunde versagt. Dennoch will ich die Eindrücke von Gisberts Herzensart und Lebensweise, wie sie sich mir im Laufe der zahlreichen Begegnungen in die Erinnerung eingegraben haben, mit aller mir zu Gebote stehenden Genauigkeit und Ausführlichkeit reproduzieren. Ich beginne mit dem 11. Dezember 1942, Gisberts Todestag.

Es war für den Abend dieses Tages eine Vorstellung von Gutsche Versdrama «Katte» auf der großen Bühne des Pots-

damer Schauspielhauses angesetzt worden. Der Betrieb des Theaters war schon mit Ende der Spielzeit 41/42 eingestellt, das Ensemble und die Mitarbeiter der verschiedenen Abteilungen an die einzelnen Fronten verstreut, teils auch in Berlin und Umgebung kriegswichtig eingesetzt worden.

Die Schizophrenie in der Haltung des Naziregimes Gisbert gegenüber zeigt sich alleine schon daran, daß Hermann Göring regelrecht vernarrt war in das Stück und die Inszenierung, und nichts bezeichnet den Wahnsinn dieser Operettenfigur mit dem verhängnisvollen Penchant für den Massenmord in markanterer Weise als die Grille, das Theater für eine einzige Vorstellung wieder zu öffnen. Ich selbst hatte in der durchaus nicht nur von Göring, sondern auch von ernstzunehmenden Theaterfachleuten geschätzten Aufführung den Part des Königs Friedrich Wilhelm. Mein Name ist übrigens Wolfgang von Wolzogen, und vielleicht ist er einem oder dem anderen, der ihn nie auf einem Theaterzettel gelesen hat, aus den Siegesmeldungen der Nazipresse bekannt, denn meine Bf 109 F-4 trug über ein halbes Hundert Balken am Steuerruder, als ich sie im Hangar des Flugplatzes bei Olmütz zurückließ.

Im Dezember 42 steuerte ich sie noch unter der Hakenkreuzfahne, war aber fest entschlossen, dem Beispiel des Leutnants Heinrich Graf von Einsiedel zu folgen, und hatte es bereits seit dem September vermieden, feindliche Flieger abzuschießen. Die Abberufung von der Front, die Aufforderung, die Uniform der Luftwaffe mit dem Kostüm des Soldatenkönigs zu tauschen, mußte mir also schon von daher mehr als willkommen sein. Bei all dem Skeptizismus, den ich durchblicken lasse, glaubte ich darüber hinaus an eine göttliche Fügung, die mich zu Gisberts Retter auserkoren hatte und es mir auftrug, mit meiner fliegerischen Fortune beim Reichsjäger-

meister eine Aufhebung der gegen die Gutsches gerichteten Repressalien zu erwirken.

Die Vorgesetzten beim Stab, die ihre Kenntnis der militärischen Lage aus zuverlässigeren Quellen schöpfen konnten und deshalb genauer wußten als ich, daß das letzte Fünkchen Hoffnung für Paulus' Armee erloschen war, hatten mich durch Andeutungen ahnen lassen, worin der diplomatisch-politische Hintergrund von Görings Potsdamer Initiative bestand. Die «Katte»-Reprise wurde exklusiv für den schwedischen Gesandten in Berlin veranstaltet, von dem ich aus Briefen Gisberts, die ich mit der Feldpost erhalten hatte, zweierlei wußte: erstens, daß er an der Universität Uppsala mit einer Arbeit zur preußischen Geschichte promoviert hatte, zweitens, daß er als begeisterter Leser von Gutsches Roman über den Soldatenkönig Neigung gezeigt hatte, nach Iris auch Jessica, der jüngeren der beiden Stieftöchter, die Ausreise nach Schweden möglich zu machen.

Um verstehen zu können, warum es für Gisbert und Eva allerhöchste Eisenbahn war, die kleine Jessica ins neutrale Ausland zu verfrachten, muß man wissen, daß Mutter und Stiefvater zu jener Zeit täglich, nein, stündlich mit dem Abtransport des Mädchens in ein Konzentrationslager zu rechnen hatten. Eva Gutsche, geborene Holzkamp, war nämlich rein jüdischer Abstammung, jedoch dank ihrer Verhelichung mit dem attestierten Arier Gisbert Gutsche vorläufig, im Unterschied zu ihrer Tochter Jessica, der äußersten Maßnahme noch nicht ausgesetzt.

Mein erster Weg in Berlin führte mich zum Grab meiner Frau. Ich bete nicht, habe auch als Kind nicht gebetet, aber an Hedwigs Grab kann ich mit dem Unsichtbaren Zwiesprache hal-

ten. Sie war zeitlebens sehr christlich, hat sich, als sie schon gezeichnet war von ihrer Krankheit, allsonntäglich von ihrem Sterbebett zum Gottesdienst in die Kirche geschleppt. Ich habe ihren Glauben, den ich nie teilen konnte, nicht nur stets respektiert, ich habe ihn aufrichtig bewundert. Hedwig war meine Verbindung zu jener Welt, in der sich nichts beweisen, nichts nachprüfen, die sich nur entweder annehmen oder ablehnen läßt, und sie hält für mich diese Verbindung, die mir bei dieser Arbeit so unabdingbar ist, bis auf den heutigen Tag.

Hedwig und Eva waren vom ersten Abend unserer Bekanntschaft mit den Gutsches wahre Herzensfreundinnen gewesen, und so billigte sie nicht allein, was ich mir ausgedacht, nein, mein hingegangenes Weib, oder vielleicht besser ihr Geist, der in meiner Vorstellung über ihrem Grabstein schwebte, war tief gerührt, als ich mein Vorhaben erklärte. Es ist bestimmt ein sehr egoistisches Motiv, aber ich ersehne die rasche Niederlage der Wehrmacht schon deshalb, weil ich wünsche, daß meine Knochen dereinst in der Grabstelle neben ihr ruhen.

Vom Friedhof begab ich mich zu einem Hotel in der Nähe des Flughafens Tempelhof, wo man mir, da die Luftwaffe in Potsdam nicht über derlei Fazilitäten verfügte, ein Zimmer reserviert hatte. Unsere Wohnung in Weißensee, in der ich nach Hedwigs Tod alleine gelebt hatte, war ausgebombt. Im Hotel angelangt, versuchte ich sogleich, mit Gisbert zu telefonieren, aber es meldete sich niemand am anderen Ende der Leitung.

Für 16 Uhr war im Theater eine Durchsprechprobe für alle Beteiligten angesetzt. Als sich das Ensemble im Konversationszimmer versammelt hatte, blitzte mir ein Ahnungsschimmer auf von der fürchterlichen Wendung, die die Dinge im

Hause Gutsche genommen haben mochten. Jessica, die kleine Gutsche, war nämlich nicht erschienen. Ich vergaß zu erwähnen, daß sie eine kleine stumme Rolle im «Katte» hatte. Jörg Glimpflich, unser Regisseur, der keinen Aufwand gescheut hatte, das Werk mit allem einem Theater nur zur Verfügung stehenden Pomp auf die Bühne zu bringen, hatte das Personenverzeichnis des Dramas nicht nur um ein Pferd, sondern dazu noch um die minderjährigen Prinzessinnen und Prinzen am Hof des Soldatenkönigs erweitert. Eine dieser Prinzessinnen wurde von Glimpflichs eigener Tochter Laura, eine andere, die Ulrike, von Gutsche's Stieftochter Jessica verkörpert.

Nun war das Mädchen von Gesetzes wegen gezwungen, den Judenstern zu tragen. Ihr Ausbleiben mochte, so versuchte ich mich zu beruhigen, mit einem neueren Rassegesetz zusammenhängen, das Juden den Besuch von Opernhäusern, Theatern, Konzerthallen und dergleichen verwehrte, oder auch mit einer direkten Verfügung Görings, der sich den Abend nicht durch den Anblick von Israels Kindern verderben wollte. Vielleicht war sie einfach krank und konnte deswegen nicht kommen. Das hielt ich aber für wenig wahrscheinlich, denn es hatte niemand ihr Fehlen entschuldigt. Mir schwante, daß im Hause Gutsche etwas Schreckliches vorgefallen sein mochte, aber ich durfte keinen Gedanken daran verschwenden. Die meisten seiner Verse hatte Gisbert für meine Rolle geschrieben. Die Textsicherheit ist nie meine stärkste Seite gewesen, und gerade bei dieser von Göring veranstalteten Gala-Vorstellung, die, wie ich zu jener Stunde noch glauben durfte, im Schicksal von Gutsche's Familie die Wende zum Glücklichen oder doch wenigstens zum Glimpflichlichen durchsetzen konnte, wollte ich Silbe für Silbe alles haargenau so bringen, wie es vom Autor gedichtet worden war.

So schloß ich mich in der Stunde vor Vorstellungsbeginn in meiner Garderobe ein, um den Text meiner Rolle noch einmal zu repetieren, und ging erst hinunter, als der Zuschauerraum schon vollständig besetzt war. In dem Moment, da Göring es sich mit seiner Emmy und seinen schwedischen Gästen in den Fauteuils der Mittelloge bequem gemacht hatte, flog schon der Lappen hoch.

Gisberts Roman über Friedrich Wilhelm I., aus dem er den Stoff für das Theaterstück herausgezogen hatte, war, als wir mit den Proben begannen, schon bei einer verkauften Auflage von einer Viertelmillion angelangt. Später, als Gisbert längst aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen war und man ihm mit dem Entzug seiner Sondergenehmigung drohte, falls er sich nicht von seiner jüdischen Frau scheiden ließ, hatten sie von dem bald tausend Seiten starken Wälzer sogar eine Ausgabe für die Soldaten im Felde veranstaltet. Gisberts Stilisierung Friedrich Wilhelms I., bis dahin von der Geschichtsschreibung vorwiegend als Psychopath charakterisiert, zum eigentlichen Begründer eines vom Militär her geordneten Staates war in der gesamten Nazipresse überschwenglich gelobt worden, wenn damit freilich eine gewisse Herabsetzung Friedrichs II., den man für seine vorbildliche Geringschätzung des Völkerrechts und die Bedenkenlosigkeit seiner Eroberungskriege glorifizierte, verbunden sein mußte.

Die Betonung der pietistisch geprägten religiösen Antriebe des Soldatenkönigs, wie Gisbert sie sowohl im Roman als auch im Drama vorgenommen hatte, war von der Kritik nirgends moniert worden, man hatte im Gegenteil Argumente für die Gleichschaltung der Kirchen, für den Einbau der Geistlichkeit in die faschistische Kriegsmaschinerie daraus gezogen. Allerdings hatten es die Geistlichen selbst ganz anders gele-

sen. Sie entdeckten in Friedrich Wilhelms Verkleidung einen preußisch-protestantischen Widerstandskämpfer gegen die Nazi-Barbaren und entzifferten damit genau die Botschaft, die Gisbert zwischen die Zeilen zu streuen versucht hatte.

Was mich quält, ist die Frage, ob so etwas wie ein «christliches Drama» überhaupt existiert. Die Unvereinbarkeit von göttlichem und menschlichem Gesetz, die die tragische Kollision auslöst, erscheint doch, vom christlichen Standpunkt aus, als überwunden. Eher schon könnte ich mich mit dem Gedanken eines «christlichen Romans» anfreunden, und es wurmt mich fürchterlich, daß mir der Aufsatz, den Gisbert selbst zu diesem Thema geschrieben hat und der einmal in einem Kirchenblatt abgedruckt war, jetzt nicht zur Hand ist.

«Bad workmen complain to their tools», sagt der Engländer, und da ich mich ungern selbst einen untüchtigen Handwerker schimpfe, bin ich lieber still und hänge mich an den Slogan, den mir der General von Seydlitz in Lunowo eingeschärft hat: Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen. Der Spruch klingt vielleicht sonderbar im Munde des nach Paulus prominentesten Stalingraders, der am energischsten gegen die vom OKH dekretierte Passivität aufmuckte, dann aber, als ihm von der Wolfsschanze die unmittelbare Befehlsgewalt über die Truppen unter Paulus' Oberkommando erteilt war, doch wieder einschwenkte und sein besseres Wissen an den Teufel verschenkte.

Seydlitz wußte um das Utschitsa, Utschitsa, Utschitsa. Die Technik der Kesselschlacht hatten die Russen unzweideutig von den Deutschen gelernt, und nach Seydlitz sollten die Deutschen nun von den Russen das Lernen lernen.

Es gab auch die Generale der Gegenfraktion, und wie man hört, gibt es sie immer noch, ich meine die, die sich unter den

Augen der russischen Wachmannschaften beim Frühstück mit Heilhitler begrüßen und in der Katastrophe von Stalingrad den größten Triumph der Kriegskunst der Wehrmacht erblicken, denn schließlich ist sie hier mit ihren ureigensten Waffen, die ihr die Rote Armee gewissermaßen gestohlen hat, besiegt worden. Im Jargon des Nationalkomitees werden sie die «Unbelehrbaren» genannt, und diese Bezeichnung drückt nicht nur die Enttäuschung der sowjetischen Politoffiziere und allerer aus, die sich wie ich davon haben überzeugen lassen, daß die letzte und einzige Überlebenschance für Deutschland im Sturz der Hitlerregierung besteht; sie verrät noch einen tieferen Sinn, wenn man sie mit Seydlitz und Lenin begreift.

So fabelhaft diese Generale beim Überfall und beim Vormarsch all die großen und kleinen Mängel in der gegnerischen Kriegsführung auszunutzen verstanden, so komplett einfalllos wurden sie, als die Dinge nicht mehr so abliefen, wie sie im Sandkasten durchgespielt worden waren. So mörderisch und unschlagbar die von den Preußen ererbte, im Weltenrund bewunderte und gefürchtete «perfekte» Organisation dieser Armee im Angriff gewesen sein mag, so fatal wurde die Abhängigkeit des einzelnen Kämpfers vom Funktionieren des gesamten Systems, sobald im Apparat irgend etwas zu stocken begann.

Die Sowjets waren überrascht von der Wucht und der Geschwindigkeit der deutschen Invasion und deswegen von der ersten Stunde an gezwungen zu improvisieren. Je blutiger eine Niederlage, desto konsequenter die Lehre, die sie aus ihr zogen. Es verhält sich, glaube ich, mit den Völkern, Nationen, Armeen nicht viel anders als mit den einzelnen Menschen. Das, was ihnen ihre größten Erfolge beschert, ist schließlich auch das, was sie zu Fall bringt. Daß es auch andersherum gehen

kann, das zeigt uns mit jedem Tag deutlicher das Schicksal der Roten Armee.

Was sie auf die Breite einer Hand dem Abgrund genähert hat, ist verwandelt in den Schlüssel zum Sieg: die Fähigkeit, auf unvorhergesehene Situationen prompt und angemessen zu reagieren. Die Deutschen sind bei der Eroberung des unermesslichen Sowjetreiches nicht an ihrem Größenwahn, der nach der Niederlage dem tückischsten Schuldgefühl und Minderwertigkeitskomplex Platz machen wird, sie sind erst recht nicht an dem vielbeschworenen General «Winter» gescheitert, sondern einzig an ihrer splendiden Organisation, an jenem Wesen, das die Genesung des Menschengeschlechtes erzwingen sollte.

Schon im ersten Bild, in dem der König seinem zahlreichen Nachwuchs und den an der Familientafel mitspeisenden Offizieren die Maximen seiner Staatsphilosophie auseinanderlegt («Daß ein jeder es endlich kapiere/Preußens Rückgrat sind die Offiziere/Die Soldaten sind Muskeln und Sehnen/Die sich zusammenzieh'n und sich dehnen/Der ganze Körper ist Preußens Armee/An Rhein, Elbe, Oder und Spree»), ließ der Dicke in der ordensbehangenen Phantasieuniform ostentativ wie ein kolossales Rülpsen klingende Lachsalven aus der Loge in das Parkett hinabdröhnen. Nachdem Göring, der das Stück wahrscheinlich so liebte, weil er in dem brachialen Bildungsverächter Friedrich Wilhelm seinen Wesensbruder und politischen Vorläufer zu erkennen glaubte, seine Parteinahme mit dieser Deutlichkeit markiert hatte, beeilte sich das sorgfältig ausgewählte Volk im Zuschauerraum, in die vorgegebene Linie zu rücken, und lauerte auf Gelegenheiten, den Mann in der Loge, den Mann der Geschichte, der als einziger nach dem

Prinzen Eugen von Savoyen den Titel eines Reichsmarschalls trug, in den Kundgebungen seiner Sympathie für den hemdsärmeligen Militaristen wie in denen seiner Antipathie gegen den verweichlichten Flötenspieler und französisierenden Vereschmied nach Möglichkeit noch zu überbieten.

Später zitiert der König aus der verräterischen Korrespondenz zwischen Grumbkow und dem kaiserlichen Gesandten in London, die in die Hände der Engländer geraten, ihm von Hotham überreicht worden ist und die er als raffinierte Fälschung entlarvt zu haben glaubt: «Es ist Grumbkows Feder, Grumbkows Tinte / O England! Du Meisterin der Finte! / Ich wurd' vom Schreiber ›Dicker‹ meist genannt / ›Fettwanst‹, den Grumbkow führt am Gängelband.»

Das sprach ich zur Loge hinauf, so, als seien die Frotzelworte auf den Reichsmarschall und nicht auf den Soldatenkönig gemünzt. Es war ja allgemein bekannt, daß Göring jeden neuen Witz über ihn, den man ihm erzählte, mit einer Prämie von fünf Mark honorierte. Die hatte ich mir wohl verdient, denn er schien es saukomisch zu finden, in solcher Öffentlichkeit als Fettwanst, der sich am Gängelband führen ließ, bezeichnet zu werden, und schlug vor Vergnügen die Hand mit den beringten Wurstfingern ein paarmal auf den Samtbezug der Balustrade.

Mit dem fünften Akt war mein Friedrich Wilhelm in der Wahrnehmung des Publikums mit dem anderen Dicken schon zur Einheit verschmolzen, und die von Grumbkow kolportierten Beschwichtigungsversuche der übrigen europäischen Herrscher riefen auf das lebhafteste die Erinnerung an das Appeasement und an den Völkerbund wach. Die Mitarbeiter der verschiedenen, Göring unterstellten Kanzleien und Ministerien, von denen etliche verteilt im Zuschauerraum saßen,

mußten verblüfft sein von der Lebensnähe des historischen Schinkens, der ihnen da vorgeführt wurde.

Mein einziger Monolog in dem Stück besteht, wofür Gisbert sich häufiger bei mir rechtfertigen mußte, aus genau zwei Zeilen: «Tod für den Kronprinz, Leben für den Sohn? / Da hilft uns höchstens noch die Religion.» Genau betrachtet ist aber in diesem Schnipsel der ganze Hamlet-Monolog zusammengezogen; zumindest habe ich es mir immer so eingeredet, um etwas daraus machen zu können.

Das Theater, wie es sich bei uns in Deutschland entwickelt hat und sich mit wesentlichen Einschränkungen unter der Diktatur der Nazis erhält, ist ja nie ein reiner Amüsierbetrieb, es ist immer auch Bildungsveranstaltung gewesen. Der Gewinn für die Bildung wird zur Hauptsache aus der Trennung von Dramatik und Aufführung gezogen. Glimpflich hat verschiedenes in dem Stück gefunden, von dem sein Autor nie vermutet hätte, daß es darin vorhanden gewesen wäre. Es ist vielleicht nicht von zwingender Logik, bedient aber den dem besseren Menschen eigentümlichen Sinn für Ausgleich und Balance, daß anderes, das es gab und dem Unbefangenen bei erster flüchtiger Lektüre hätte ins Auge springen müssen, flachfiel oder wenigstens durch den Regisseur zur Bedeutungslosigkeit abgeplattet wurde.

Ich spreche von den Monologen der beiden Todgeweihten Friedrich und Katte in ihren Zellen in der Küstriner Festung. Gisbert, der sich als Pfarrerssohn und angehender Verfasser seines Luther-Romans für die Feinheiten und Abspaltungen in der reformierten Theologie interessierte, hat sich bemüht, den Kronprinzen Friedrich in seinem Gespräch mit dem Tod als Anhänger der calvinistischen Richtung zu charakterisieren.